

Kommentar

Alexandra Riegler

Phonetik und Philantropie



Yi bringt Erstsemestrigen Programmieren bei. Sie spricht schnell und abgehakt, eher zu sich selbst als zum Hörsaal. Die Studenten verstehen sie, viele von ihnen Chinesen, die anderen hören genauer hin. Auch die Studierenden, die für sie arbeiten, kommen meist aus China. Die Grüppchenbildung wird von außen interessiert betrachtet – etwas Exotisches scheint sich hier abzuspielen –, die Nase steckt man aber nicht hinein. Neugier könnte leicht als politische Inkorrektheit verstanden werden, so die Vermutung,

die jedoch keiner so recht versteht. Eine Studie aus den 90er Jahren kam zu dem Schluss, dass sich chinesische Studenten in den USA isolierter fühlen, als dies angesichts der Anzahl ihrer Sozialkontakte notwendig sei. Das heißt: Sie haben Bekannte, sind aber dennoch einsam. Fehlende, im Westen anwendbare gesellschaftliche und kulturelle Kenntnisse seien der Grund, so das Resümee der Autoren. Nicht zu knapp antworten solle man in den USA, heißt es seither in Konversationsbüchern, stets ein Stück der Frage wiederholen, so wüßten die Gesprächspartner, dass sie einander verstünden. Welche Herausforderungen neue Sprachen mit sich bringen, lernen amerikanische Kinder indes in manchen Volksschulen. Dort malen sie Zeichen in Mandarin ab, die „Herz“ bedeuten oder „glücklich“. Doch noch bevor sie ins Berufsleben starten, vorbereitet auf alles, was die Welt bringen mag – so die Hoffnung ihrer Eltern –, ist man sich heute näher als zunächst angenommen. Bedanken sich US-Chinesen finanziell bei ihrer Alma Mater, wie kürzlich ein Stanford-Alumnus mit 75 Mio. US-Dollar, scheinen Phonetikunsicherheiten nämlich kein Thema mehr zu sein. Denn nichts schätzen US-Amerikaner und Chinesen gleichermaßen hoch ein wie Philantropie.

Thomas Jäkle

Offensive aus dem Mittelfeld



Das Mittelmaß ist zu wenig. Eine Erfahrung, die Österreich nicht nur im Fußball macht. Dass man an der Aufgabe wächst, ist nicht nur aus dem Sport bekannt. Dazu gehören auch eine Portion Wille und Zielorientierung. Die aktuellen Pisa-Ergebnisse sollten endgültig die Augen öffnen, dass dringende Umstellungen im Bildungssystem vorzunehmen sind. Es ist kurzsichtig, sich – stolz auf die Errungenschaften der vergangenen 50 Jahre – im kuscheligen Zentraleuropa auszuruhen. Die Zukunft erfordert neue

Herangehensweisen und Qualifikationen. Schule muss anders definiert werden. Ende der alten, Anfang einer neuen Diskussion. Und die darf nicht wieder in einer Blockade enden. China, Singapur oder Korea haben in den vergangenen zehn Jahren die Erfahrungen Europas aufgesogen, kopiert und umgesetzt. Exzellente Universitäten schießen gerade im Reich der Mitte nur so aus dem Boden. Der Staat gibt den Menschen Ideen und Rahmenbedingungen vor. Die Asiaten verbinden mit hochwertiger Ausbildung Aufstieg, Wohlstand und Anerkennung. Die Dynamik in Fernost lässt einen glauben, dass Europa in Bildungsbürgerlichkeit verstaubt und Klassenvorstellungen des 19. Jahrhunderts nachtrauert. Schulen, Unis und Fachhochschulen müssen aber hierzulande auf die Zukunft eingestellt werden. Schule braucht ein neues Image als Zentrum der Bildung – für alle, unabhängig ob Akademiker-, Arbeiter- oder Migrantenkinder. Und Studenten brauchen statt Stehplatzrängen Sitzplätze im Hörsaal. Wie das zu schaffen ist? Eine Anleihe aus dem Fußball: mit exzellenter Kondition umschalten in die Offensive. Dann macht das Match mehr Spaß, fördert Kreativität, ist gewinnbringend für die eigene Person, das Team, die Gesellschaft. Schlecht?

Der globale Marsch

Was wird aus China? Kaum jemand zweifelt daran, dass das Riesenland in Kürze zur dritten Wirtschaftsmacht neben den USA und der EU aufsteigen wird. Doch was folgt dann?

Antonio Malony

China ist eine Wunderökonomie. Zu diesem Urteil kommt die Weltbank in Anbetracht des unaufhaltsamen Aufstiegs des 1,3-Milliarden-Einwohner-Landes. China schafft es trotz Beharren auf der „Planwirtschaft“, die Weltmärkte mit konkurrenzlos billigen Gütern zu versorgen, mit seiner stabilen Währungspolitik für Staunen zu sorgen und trotz überbordender Wachstumsraten (10,7 Prozent im Jahr 2006) die Balance zwischen Inflationsgefahr und Aufschwung zu halten.

Doch die bange Frage stellt sich im Westen: Wie lange kann das so weitergehen? Und zu welchem Ziel wird es führen? In diesen Befürchtungen manifestiert sich die westliche Wahrnehmung mit ihrem Wirtschaftsstrukturdenken à la Milton Friedman und John Maynard Keynes, deren Lehren ja nicht selten – von den USA ausgehend – in vormaligen Entwicklungsländern ausprobiert wurden.

Doch bei China greifen diese Erklärungsversuche nicht. Möglicherweise wird hier die dominante Geisteseinstellung Ostasiens, der Konfuzianismus, ausgeklammert oder zumindest falsch verstanden. Konfuzius lehrte – unter anderem – die Wandlung des Menschen in seinem gesellschaftlichen Beziehungsumfeld unter Be-

achtung bestimmter ethischer Tugenden. Er lehrte auch den Fleiß, die Bildung, die Achtung vor den Älteren. Im Westen wird die Wiederentdeckung des Konfuzius in China auch als Gegenreaktion auf den Versuch seiner Überwindung durch Maos Kulturrevolution gesehen – und gleichzeitig als Unterbau des neuen Eifers im Wirtschaftsaufschwung: Fleiß, kollektive Erfolgserlebnisse, Achtung vor den Älteren (= Parteisekretäre) stehen im Vordergrund. Dass dabei das Land erstarkt ist und die bisher rund 300 Mio. in Armut lebenden Menschen immerhin auf 100 Mio. reduziert wurden, ist dabei ein begrüßenswerter Effekt.

Hört die Signale

Konfuzius und Wirtschaftsaufschwung nehmen den Chinesen auch die Befürchtung, sie müssten wirklich zu neuen sozialistischen Menschen werden. Die Signale vom Volkskongress deuten eher nicht in diese Richtung. Aber dennoch bleibt trotz aller Rhetorik („sozialistische Marktwirtschaft“, „kapitalistische Planwirtschaft“) eine gewisse Leere über: Wozu der ganze Aufwand, wenn das Ziel nicht definiert ist? Was wird aus China in 20 Jahren? Doch wohl nicht, an was ohnehin niemand glaubt, das aber das nationale Volkskomitee und die Führung in der Propaganda immer noch vermitteln:

die Errichtung der kommunistischen Gesellschaft durch eine Übergangsphase der freien, ungezügelter Marktwirtschaft, die dann mit all ihren negativen Folgen das sozialistische Staatsmodell umso mehr legitimiert?

China in 20 Jahren dürfte – realistisch gesehen – ähnliche Charakteristiken wie Russland heute aufweisen: Eine Reihe von parteinahen Oligarchen wird sich zu Milliarden entwickelt haben und nach und nach durch ihr Kapital in die Weltwirtschaft eingreifen. Die chinesische Führung wird sich dem Problem stellen müssen, durch die wirtschaftliche Stärke und die daraus resultierende Herausforderung der USA auch militärische Konflikte zu riskieren. Aus dem Westen wird nicht mehr nur Lohnarbeit, sondern immer mehr Forschungs- und Entwicklungstätigkeit ins Reich der Mitte fließen. Das wird die westliche Wirtschaft grundlegend ändern. Wenn in 20 Jahren auch nur ein Drittel der chinesischen Bevölkerung je ein Auto besitzt, sind das immerhin rund 430 Mio. Fahrzeuge, die betankt werden müssen und Schadstoffe ausstoßen. China könnte das in den Griff kriegen. Doch es gibt ebenso andere Szenarien: Überhitzung, Kreditkrise, Bankenkollaps, globale Rezession. Auch das könnte passieren, wenn den Lenkern in Peking einmal die Kontrolle entgleitet.

Karikatur der Woche



Was kommt aus China?

Zeichnung: Kilian Kada